Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 28. Grand Island, Nebr., 5. Juni 1908. (Zweiter Theil.) Nummer 41.

Einsame Seelen.

Von Adelheid Stier.

Seltsam sehnende Augen
Mitten im Menschengewühl?
Das sind die einsamen Seelen
Mit dem heimlichen Fremdlingsgefühl.

Sie kommen aus weiten Fernen
Und wissen nicht woher,
Sie sehnen sich nach den Sternen
Und tragen am Leben so schwer.

Der Welt verworrene Weisen,
Die lauten, umklingen sie,
Doch lauschen sie still der leisen,
Inneren Melodie.

Drei Begegnungen.

Novellette von B. Rittweger.

Dr. Erich Lindner ist noch Junggeselle trotz seiner fünfunddreißig Jahre und seiner glänzenden Praxis und trotz seiner Neigung zum Familienleben. Er bedauert es lebhaft, daß er keine Frau hat, aber er weiß nicht, wie er zu einer kommen soll. Er weiß es wahrhaftig nicht, und das macht ihn bisweilen förmlich unwirsch. Nicht, daß es ihm an „Gelegenheit zu Damenbekanntschaften" gefehlt hätte, wie es in Heirathsgesuchen so schön ausgedrückt zu werden pflegt. Im Gegentheil, man riß sich um ihn in seinem Kreise. Er hätte jeden Abend in einer anderen töchtergesegneten Familie den Liebenswürdigen spielen, hätte im Winter tanzen und schlittschuhlaufen, im Sommer Tennis spielen und radeln können — an freundlichen Aufforderungen dazu fehlte es wahrlich nicht. Aber Dr. Erich Lindner hatte zu solchen Amüsements keine Zeit und keine Lust. Unter all den jungen Dämchen hätte er wohl auch kaum sein Ideal gefunden: das schlichte, ernsthafte Wesen, das bereit gewesen wäre, auf diese Vergnügungen klaglos zu verzichten, um an seiner Seite ein Leben voll Aufopferung für die leidende Menschheit zu führen. Denn, daß seine Frau thatkräftigsten Antheil nehmen mußte an dem, was die Hauptsache in seinem Dasein war, an seinem schweren und doch so herrlichen Beruf, das stand bei ihm fest. Und daß sich das nich vertragen würde mit lebhafter Geselligkeit, mit den Zerstreuungen, wie sie gerade dem Theile der jungen Damenwelt, mit dem ihn seine soziale Stellung in Verbindung bringt, Bedürfniß ist, das scheint ihm gleichfalls sicher. Das ist seine Ansicht, und so würde er wohl niemals zu einer Frau kommen, sondern sich mit der alten Dörte begnügen müssen, die schon seiner verstorbenen Mutter gedient hat, die seinen Haushalt imstande hielt und Süppchen für seine ärmsten Patienten kochte, aber schreiend dämlich sich zeigte, wenn's galt, bei irgend einer kleinen Operation Handreichung zu thun. Für „ihren" Doktor sorgt sie allerdings musterhaft in leiblicher Beziehung, trotzdem sehnt sich Dr. Erich Lindner aber doch oft nach einer jungen Gefährtin, einer verständnißvollen Gehilfin, einer Seele, mit der er alles theilen könnte.

Auch eben jetzt, als er durch den weiten Park schreitet, rasch, wie einer, der nicht viel Zeit hat, überdenkt er die wichtige Frage mit leisem Seufzer.

Kinder laufen ihm vor die Füße und stören seine Betrachtungen. In seiner Nähe ertönt lautes Weinen — zwei elegant gekleidete Jungen bearbeiten ein ärmlich aussehendes kleines Mädchen, das aus Versehen in den zum Spiel gezogenen Kreis getreten ist, mit den Fäusten und schimpfen dabei aus Leibeskräften. Ehe Dr. Lindner die Sachlage recht erfaßt hat, eilt ein junges Mädchen in schlichtem Anzug herbei, gibt jedem der Buben einen kräftigen Stoß und beugt sich dann liebevoll zu der kleinen Proletarierin nieder, ihr tröstend zusprechend. Die Helferin ist offenbar Kinderfräulein, denn zwei weißgekleidete entzückende Püppchen mit wallenden blonden Haaren laufen ihr nach und das größere ruft: „Fräulein lassen Sie doch das schmutzige Ding laufen und erzählen Sie uns die Geschichte weiter. Es ist ja nur ein Bettelmädchen." „Pfui, Else, schäme Dich! Wie kannst Du so häßlich reden? Als ob das Kleid den Menschen machte! Wer weiß, ob das arme Ding nicht ein viel besseres Kind ist als Du." Dr. Lindner hört die empörten Worte des jungen Mädchens und lächelt zufrieden vor sich hin. Das geschieht alles mit so viel natürlicher Anmuth, so voll Güte, daß das hübsche Bild den Arzt noch lange begleitet. Und als er das kleine Erlebniß fast vergessen hat, da sorgt ein Zufall, daß es ihm wieder in Erinnerung kommt. An einem Sonntagmorgen, als die Glocken zum Frühgottesdienst läuten, hat Dr. Lindner schon vor seiner Sprechstunde einen dringenden Besuch zu machen, in einem Haus gerade gegenüber der Lutherkirche. Als er aus seinem Koupe springt, fällt sein Blick auf eine alte Frau in seltsamer, einer längst vergangenen Mode angehöriger Kleidung. Sie humpelt an einem Stock, in der anderen Hand hält sie das Gesangbuch und eine Tasche — es wird ihr sichtlich schwer, sich bei dem heftigen Wind fortzubewegen. Am Portal der Kirche steht sie hilflos, ängstlich die paar Stufen messend. Das Gesangbuch entfällt ihrer Hand, als sie ihren langen Rock aufnehmen will. Ein paar Gassenbuben stehen grinsend dabei und weiden sich an der Verlegenheit der komischen alten Frau. Aber schon ist Hilfe nahe. Ein weibliches Wesen mit einem Körbchen am Arm tritt zu der Alten, hebt ihr das Buch auf, führt sie sorgsam die paar Stufen hinan und öffnet die Kirchenthüre, sie so lange haltend, bis die unbehilfliche Person eingetreten ist. Dann geht sie ihres Weges weiter, dem Arzt, der immer noch neben seinem Wagen steht, einen Augenblick ihr Antlitz voll zuwendend. Der zuckt erstaunt zusammen — es ist das junge Mädchen, das sich vor Wochen im Park des mißhandelten Kindes angenommen hatte.

Dr. Erich Lindner geht in der nächsten Zeit auffallend oft durch den Park, wenn seine Zeit es irgend gestattet, und ebenso oft macht er sich in der Nähe der Lutherkirche zu schaffen. Doch hat er kein Glück. Nicht einmal wieder trifft er seine junge Bekannte, an die er fortwährend denken muß. Es macht ihn ganz ärgerlich, daß er die Erinnerung nicht los werden kann und den Wunsch nach einem Wiedersehen. Jedesmal, wenn er vergeblich den Park durchquert und alle Kinderfräuleins aufmerksam gemustert hat, fühlt er eine neue Enttäuschung. Zuletzt zwingt er sich gewaltsam, den Park zu meiden, und gar nicht mehr an das Mädchen zu denken. Es ist ja auch zu lächerlich! Gewiß hätte ihn eine dritte Begegnung aus allen seinen Himmeln gerissen. Vielleicht hätte er die hübsche Kleine an der Seite eines verliebten Jünglings getroffen. Hundertmal hatte er schon solche Fräuleins beobachtet, wie sie mit glühenden Wangen der Unterhaltung eines Soldaten lauschend, kaum Acht hatten auf ihre Pflegebefohlenen. Dr. Lindner hat keine allzuhohe Meinung von der weiblichen Tugend. Zuviel Oberflächlichkeit und Leichtsinn sind ihm schon in seinem Leben, in seiner Praxis entgegengetreten. Da ist er zum Zweifler geworden, und es reizt ihn, daß ihm die zierliche Gestalt des ihm doch ganz fremden Mädchens immer vor Augen schwebt.

Die Mittagssprechstunde ist auch heute, wie freilich in der Regel, stark besucht. Im Wartezimmer sind alle Stühle besetzt von harrenden Patienten. Streng der Reihe nach tritt einer nach dem andern in das Sprechzimmer ein. Eine ärmlich aussehende Frau mit einem leise wimmernden Kind auf dem Arm blickt oft nach der an der Wand hängenden Uhr und seufzt, wenn wieder fünf Minuten herum sind. Ich muß um drei wieder am Waschen sein, sonst gibt's Krach mit der gnädigen Frau. Sie hat mir nur ungern eine Stunde Urlaub gegeben — ach Gott, und es dauert so lange!" So klagt sie einem neben ihr sitzenden Arbeiter, der den Arm in der Binde trägt. Wieder öffnet sich die Thür. „Wer ist an der Reihe — bitte schnell." Das dunkle Auge des Arztes überfliegt die Wartenden. Ein junges Mädchen tritt vor und spricht schüchtern: „Ach bitte, Herr Doktor, wenn Sie statt meiner die Frau dort erst nehmen wollten — ich kann warten, ich habe Zeit." Doktor Lindner steht einen Augenblick ganz fassungslos: das ist sie ja, die er so lange vergeblich gesucht hat! Aber jetzt heißt's, sich zusammennehmen ... „Schön, wie Sie wollen." Er winkt der Frau mit dem Kind in's Wartezimmer und spricht freundlich zu dem jungen Mädchen: „Da Sie keine Eile haben, bitte ich Sie, sich bis zuletzt zu gedulden. Es handelt sich höchstens noch um eine Viertelstunde."

„Gern, Herr Doktor." Suse Hartmann versteht zwar den Wunsch des Arztes nicht, aber das kommt ja nicht in Betracht. Wenn sie nur überhaupt ihren Zweck erreicht! Endlich ist der letzte Patient entlassen, und Dr. Lindner fordert das junge Mädchen zum Eintreten auf. „Womit kann ich Ihnen dienen — Sie sehen gar nicht aus als ob Sie ärztlichen Rath brauchten?"

„Um mich handelt es sich nicht, Herr Doktor, sondern um ein armes gelähmtes Mädchen in unserem Hinterhause. Das bedauernswerthe Geschöpf leidet so furchtbar, und die Mutter ist todt, der Vater ein Trinker. Er ist nicht zu bewegen, einen Arzt zu holen. Ich bin in Stellung im Vorderhaus beim Regierungsrath Schnell, und ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie sich die Anna quält. Möglicherweise könnten ihr doch die Schmerzen etwas gelindert werden. Wenn Sie die große Güte hätten, Herr Doktor, 'mal nach der Armen zu sehen —"

„Selstverständlich, liebes Fräulein. Ich muß doch meinem Ruf Ehre machen als „Kleineleutedoktor". Aber nun möchte ich erst wissen, wie es zugeht, daß Sie so viel Zeit haben, da Sie doch in Stellung sind. Sie äußerten vorhin, Sie hätten keine Eile."

„O, sonst wohl, aber heute nicht. Heute ist mein Ausgehtag. Ich hätte bis zum Abend gewartet, wenn's nöthig gewesen wäre. Freilich, für die Anna freut's mich, daß es nicht so lange dauert. Sie ist immer glücklich, wenn ich ein paar Stunden bei ihr sitze an meinen freien Nachmittagen."

„Das ist aber sehr lieb von Ihnen, Ihre Erholungszeit einer Kranken zu opfern."

„O, von Opfer ist da keine Rede. Es ist ja gerade Erholung, etwas thun, was man mag, nicht, was man muß. Bei der Anna bin ich Mensch, nicht „Fräulein". Obgleich, ich will ja nicht klagen. Es geht mir ganz gut bei meiner Herrschaft. Wie es einem eben gehen kann, „ohne Familienanschluß". Aber das hab' ich ja gewußt, als ich die Stelle annahm, daß ich nicht zur Familie gerechnet werden würde." Es klingt so resignirt, wie sie das sagt, daß dem Arzt ganz sonderbar um's Herz wird. „Wie konnten Sie aber eine solche Stelle annehmen, Kind, wie konnten Ihre Eltern das zugeben?" „Ich habe keine Eltern mehr. Und mein Vormund meinte, ein armes Mädchen dürfe nicht wählerisch sein. Es sei Zeit, daß ich ihm von der Tasche käme — es ist ein entfernter Verwandter, ich hab' nach Vaters Tod in seinem Hause gelebt und mich zur Stütze ausgebildet. Große Ansprüche kann ich nicht machen „ohne höhere Bildung".

„Was verstehen Sie unter höherer Bildung?"

„Nun, fremde Sprachen fertig sprechen, Musik treiben, malen, oder wenn man das Lehrerinnen-Examen gemacht hat. Mein Vater hätte wohl dafür gesorgt, er ließ mich die Töchterschule besuchen — es war sein höchster Wunsch, seine Kinder etwas Tüchtiges lernen zu lassen . Als ich vierzehn Jahre alt war, starb er. Da war's aus mit dem Lernen und mit den Plänen. Meine Brüder kamen in die Lehre, ich — nun, ich wurde eben „Fräulein". Nun will ich aber Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Herr Doktor. Vielen Dank, daß Sie meine Bitte erfüllen wollen."

„Das ist selbstverständlich. Die Adresse?"

„Steinstraße 28, Hinterhaus, drei Treppen, Maurer Hammer."

„Schön. Ich werde morgen gleich — oder, noch besser, Fräulein — Fräulein — ja, Ihren Namen wüßt' ich doch nun auch gern —"

„Suse Hartmann."

„Also, Fräulein Hartmann, am besten ist's, ich komme gleich mit. Wir nehmen den Weg durch den Park und an der Lutherkirche vorüber —"

„Aber das ist doch ein großer Umweg —"

„Schadet nichts. Im Gegentheil. Es handelt sich ja nicht um einen akuten Fall, und es ist heute so herrliches Wetter. Sie haben ja Zeit und ich — nun ich nehme mir welche. Sie sollen nicht Ihren ganzen freien Nachmittag am Krankenbett sitzen. Das kann ich als Arzt nicht zugeben. Und Sie dürfen unbesorgt mit mir gehen, Kind, wir sind ja schon alte Bekannte."

Und dann schreitet Suse Hartmann an des Arztes Seite durch den Park im eifrigen Gespräch, und nachdem sie lange die verschlungenen Wege durchkreuzt haben, führt Dr. Lindner seine Begleiterin am Kinderspielplatz vorüber und da erzählt er ihr die erste Geschichte und an der Lutherkirche die zweite, und Suse hört mit gesenktem Köpfchen und erglühenden Wangen zu, und als die zwei Menschen am Hause Steinstraße achtundvierzig angekommen sind, da hat das „Fräulein ohne Familienanschluß" eine Heimath gefunden, und Dr. Erich Lindner segnet die dritte Begegnung. Nun ist die schwierige Frage, wie er zu einer Frau kommen soll, endgiltig gelöst.

Kindlich.

Hans (mit seinem Vater im Gebirge): Papa, dieser Berg ist wohl schon recht alt?

Vater: Weiß nicht. Wieso meinst du das?

Hans: Weil sein Haupt so kahl ist.

Ein russischer Marquis Posa.

Von Fürst S. N. G.

In Rußland ist es Tradition, daß der Herrscher über die Vorgänge in seinem Reiche nichts erfahren darf; das geschieht, um ihm jeden Aerger zu ersparen ... Am Hofe denkt niemand anders darüber, und die Bureaukratie macht daraus direkt ein Gesetz.

Großfürsten, Minister, Führer von Heer und Flotte, Gouverneure und Polizeichefs berichten ohne Ausnahme dem Kaiser nur das, was ihm zu hören angenehm und vor allen — ihnen selbst vortheilhaft sein kann. Wenn man ihnen Glauben schenken dürfte, ist Rußland das bestregierte Land, sein Heer das am meisten gefürchtete, die Volksmassen sind die glücklichsten. Wenn der Zar auf Reisen ist, so sorgt man dafür, ihm als Bauern-Deputationen gut genährte, große, starke, sauber gekleidete und wohlgepflegte Menschen vorzustellen. Mit freudiger Miene bieten sie ihm das traditionelle Brot und Salz dar — auf kunstvoll verzierten Schüsseln mit schön gestickten Servietten bedeckt. Diese Bauern brüllen enthusiastisch Hurrah und rufen ihr dankbares Vivat dem vielgeliebten Väterchen zu. Es ist wahr, von Zeit zu Zeit stört ein Mißton diese idyllischen Kundgebungen: Bald spricht die Presse von einer Hungersnoth, die die Zahl der angelich so sattenUnterthanen verringert. Bald bricht ein Skandal in der hohen Verwaltung aus, eine Diebstahls-, Erpressungs- oder Unterschlagungsäffäre. Oder ein politischer Mord geschieht, dem ein Sensationsprozeß folgt, von dem man selbst im Auslande spricht.

Was jetzt folgt, scheint aus dem Reiche der Phantasie zu stammen, ist aber völlig authentisch.

Vor etwa zehn Jahren lebte in Petersburg ein kleiner Beamter, nicht mehr ganz jung, denn er hatte damals schon graues Haar. Er war ein sehr bescheidener, uneigennütziger und wenig bekannter Mensch und hatte einen echt russischen und echt — vulgären Namen, er hieß nämlich Klopoff. Aber dieser Mann hatte das Zeug zu einem Marquis Posa. Klopoff faßte den ungewöhnlichen und — naiven Plan, den Leiden seiner Landsleute Abhilfe zu schaffen, die er wie eigene fühlte.

Als echter Russe, der seinem Kaiser aufrichtig ergeben war, hatte er die Ueberzeugung, daß alles Unheil Rußlands daher rühre, daß der Zar nicht die Wahrheit erfuhr, und hielt es für seine Pflicht, sie ihm rückhaltslos zu entschleiern.

Wie sollte er es aber anstellen, um bis zum Kaiser zu gelangen, ohne Rang und Titel, und dazu noch mit einem übelklingenden Namen behaftet? Klopoff schrak aber vor den Schwierigkeiten nicht zurück. Zuerst fand er ein Mittel, um eine Audienz bei dem Großfürsten Alexander Michaelowitsch, dem Vetter und Schwager des Kaisers, durchzusetzen. Dieser fand an ihm Gefallen und versprach seinen Beistand, da ihn die Aufrichtigkeit des Mannes und die Größe seines Planes gefangen nahm. Aber mehr als ein Jahr verstrich, bis Klopoff dem Kaiser vorgestellt wurde. Die Begegnung fand endlich statt — ganz im geheimen. Der Zar, der lernen wollte, und Klopoff, der ihn aufzuklären wünschte, verstanden einander ausgezeichnet. Der moderne Marquis Posa entwarf ein Bild von den schweren Sünden, unter denen Rußland leidet. Von seiner Begeisterung hingerissen, fügte er hinzu, daß das Heilmittel in der Hand des Kaisers liege. Er allein könne seinem unermeßlich großen Reiche den Frieden wiedergeben, dem Strome der Revolution Halt gebieten, seinen Unterthanen wirthschaftliches Gedeihen schaffen, die Unzufriedenen beruhigen und die traditionelle Liebe zum Hause Romanow durch weise und glückliche Reformen wecken und erhalten. Unter diesen Reformen stand die Preßfreiheit obenan; die Presse müßte die Lügen und die Tyrannei der Beamten aller Rangklassen zunichte machen. Wenn die Zeitungen frei würden reden dürfen, würde der Zar alles erfahren!

Das war Klopoffs Plan.

Um diese Zeit wüthete unter den Bauern Mittelrußlands eine Hungersnoth. Der Kaiser wußte nichts davon. Klopoff entwarf ihm von diesem Zustande in Centralrußland ein Bild.

„Soviel Lügen, großer Gott!" rief der Zar aus. „Wohin soll das führen!"

Da faßte Nikolaus II. einen geheimen, aber festen Entschluß. Er entsandte Klopoff in die Provinz mit dem Auftrage, sich mit den ihm gleichgesinnten Kreisen in Verbindung zu setzen. Er sollte die Gesinnung der Leute, die Bedürfnisse des Landes und besonders die Nothlage der Landbevölkerung studiren. Bei seiner Rückkehr sollte er dann dem Kaiser schriftlichen Bericht erstatten.

„Mit diesem Dokument," dachte der Kaiser, „werde ich alle Lügengewebe der Minister und Gouverneure zerreißen."

„Aber," befahl er Klopoff, als er ihn verabschiedete „Niemand darf wissen, daß Sie von mir kommen. Das bleibt ein Geheimniß zwischen uns. Sonst könnte es uns beide gereuen," fügte er mit seinem gutmüthigen Lächeln hinzu.

Klopoff verließ mit dem geheimen Befehl des Zaren Petersburg zu einer weiten Reise. Ueberall, wo er sich aufhielt, schuf er ganz im stillen Comites die aus ernsten Männern und aufrichtigen Patrioten bestanden, die von dem großen Gedanken, an der Reformation ihres Vaterlandes mitzuarbeiten, begeistert waren. Ich konnte mich über die Art seiner Schritte durch ein Mitglied dieser Comites genau informiren. Der, dem ich diese Einzelheiten verdanke, ist kein anderer als Sergius Tolstoi, der Sohn des bekannten Schriftstellers. Man hielt Versammlungen ab, diskutirte, entwarf Statistiken, protollirte schreiende Mißbräuche in der Verwaltung und faßte sehr gemäßigte, aber kluge, nützliche und äußerst nothwendige Beschlüsse.

Als er seine Aufgabe beendet hatte, kehrte Klopoff nach Petersburg zurück, erhielt eine neue Audienz beim Zaren und überreichte ihm seinen Bericht. Jetzt hieß es handeln.

Aber der oberste Herr im Lande, dem man eine absolute Macht und unbegrenzte Rechte gewährt, der nur zu wollen braucht, damit sein Wille in Erfüllung geht, der Zar und sein uneigennütziger Mitarbeiter hatten die Rechnung ohne — die Geheim-Polizei gemacht. Nicht nur die Leute mit umstürzlerischen Ideen werden in Rußland ausspionirt und Schritt für Schritt verfolgt. Der Kaiser und die die sich ihm nahen, werden noch mehr als andere mit den Fangstricken der politischen Polizei umsponnen. In dem Augenblick, wo der Zar, Großfürst Alexander Michaelowitsch und Klopoff glaubten, die alleinigen Hüter des Geheimnisses zu sein, wußten schon die Polizei und durch sie alle die ein Interesse daran haben konnten, davon. Und alle schworen es sich zu, die Eindringlinge zu vernichten und ihr Werk auf immer zu vereiteln.

Man erreichte das auf die einfachste Weise. Um diese Zeit kehrte der General-Adjutant des Zaren von einer Reise nach seinen Gütern zurück. Der Kaiser, der wußte, daß jener mit dem Minister des Innern auf sehr schlechtem Fuße stand, befahl ihn zu sich und fragte ihn in unauffälliger Weise nach der Hungersnoth, von der Klopoff in seinem Bericht gesprochen hatte, der genau die am schwersten heimgesuchten Orte aufzählte. Dazu gehörte auch das Gouvernement Tula. Und der Gouverneur dieser Provinz war, wie der Zar ebenfalls wußte, ein Freund des Adjutanten.

Aber der General Cheremetieff, der über Klopoffs Mission unterrichtet war, antwortete einfach:

„Nein, in Tula gibt es keine Hungersnoth. Ich komme ja daher. Auf dem Bahnhof sah ich meinen Freund Urusoff. Er hätte sicher darüber mit mir gesprochen. Aber im Gegentheil, er versicherte mir, daß dort alles in Ordnung sei."

Klopoffs Erzählungen waren also Lügen. Armer Marquis Posa! .... Dann kamen Klagen von allen Seiten. Ein gewisser Klopoff, hieß es, reist durch ganz Rußland, behauptet, vom Zaren entsandt zu sein, mischt sich in Dinge, die ihn nichts angehen, sät umstürzlerische Bewegungen, erweckt schädliche Hoffnungen .....

Und Klopoff wurde vom Kaiser fallen gelassen. ....

„Wem soll ich in Zukunft Glauben schenken", dachte der Zar.

So schlug der Wunsch Nikolaus II. fehl, sich direkt zu informiren, außerhalb des gewöhnlichen Fahrwassers der „Tschinowniks." Da er Niemand trauen kann, schwankt Nikolaus II. zwischen dem Mystizismus der Religion und dem eines Philipp von Lyon hin und her.

„Ich bin ein konstitutioneller Herrscher," sagte der Zar am Tage nach der Auflösung der ersten Duma zu den Schmeichlern, die von einer Restauration sprachen. Soviel ist sicher: Von der gesammten offiziellen Welt in Rußland wünschen nur der Zar und sein Premier-Minister dem neuen Regime wirklich Erfolg.

Eine sonderbare Quelle

giebt auf der Erde Seen, die abwechselnd süßes und salziges Wasser enthalten, und darin steckt kein besonderes Naturwunder. Als Beispiel läßt sich der Tschilka-See in Indien nennen, der in Verbindung mit dem Meere steht, aber zur Sommerszeit vom Lande her so ungeheure Wassermengen von den angeschwollenen Flüssen empfängt, daß sein eigenes Wasser fast völlig ausgesüßt wird. Eine Quelle aber, die süßes und salziges Wasser nicht nur nacheinander, sondern gleichzeitig abgiebt, ist wohl als eine einzigartige Merkwürdigkeit zu bezeichnen, und man würde an die Möglichkeit, zumal sich eine solche Quelle in Amerika befinden soll, vielleicht gar nicht glauben, wenn ihre Entdeckung nicht von einem Mitgliede der Geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten, also einer Anstalt von einwandfreier wissenschaftlicher Bedeutung, stammte. Einer der Geologen dieser Anstalt stellte bei Gelegenheit von Untersuchungen über die Grundwasserverhältnisse im Staate Ohio, in der Nachbarschaft des Ortes New Burmington, eine Quelle fest, die gleichzeitig süßes Wasser und Salzwasser führt. Die Quelle wird von zwei Brunnen angezapft, die dicht nebeneinander stehen, von denen aber einer ein ausgezeichnetes Trinkwasser liefert, während das Wasser des anderen mit verschiedenen Mineralsalzen so stark beladen ist, daß es fast die Eigenschaft einer Salzsole besitzt, übrigens auch von Aerzten als werthvoll für die Behandlung gewisser Krankheiten empfohlen worden ist. Als dieser Brunnen zuerst gegraben wurde, erregte er unter der Bevölkerung der Gegend großes Aufsehen, und die Leute kamen in Schaaren zusammen, um sich von der sonderbaren Beschaffenheit des Wassers zu überzeugen. Die Erklärung des Räthsels liegt in der Thatsache, daß der Brunnen, so unmöglich es erscheinen mag, doch von verschiedenen Wasseradern gespeist wird, die durch eine Kalkschicht von einander getrennt sind, und zwar liegen die beiden Wasseradern über einander. Die Röhre der Trinkwasserpumpe ist nur 5 Meter lang, während die der Salzwasserpumpe über 10 Meter in die Tiefe reicht. Da das Salzwasser schwerer ist, als das Süßwasser, vermischt es sich mit diesem nicht, sondern bleibt auf dem Boden des Brunnens.

Mißtrauisch.

Eine Anekdote, die auch wahr sein kann, wird in Moskau von L. N. Tolstoi erzählt. In das Haus des Grafen in Chamowniki kommt ein Holzhändler. Das Bäuerlein sieht einen alten Mann im Bauernhalbpelz im Holzschuppen des Hauses Brennholz hacken und sägen und wendet sich an ihn mit der Frage: „Nun, Großväterchen, sag' mir mal, hat der Graf nicht Brennholz nöthig? — „Ich weiß es nicht," antwortet in sanftem Tone der alte Mann, „geh' ins Haus und frage dort nach!" — Der Händler geht ins Wohnhaus, wo ihn ein Lakai im Vorzimmer empfängt. „Was willst Du?" fragt ihn der Diener. Der Holzhändler verneigt sich tief und fragt: „Brauchen Eure Durchlaucht vielleicht Brennholz?" — „Ich weiß nicht," antwortet der Lakai, „frage doch den Grafen." — „Wo ist denn der Graf?" — „Er ist im Schuppen und sägt Holz!" — Der Holzhändler geht schweigend und kopfschüttelnd hinaus, blickt argwöhnisch im Vorbeigehen in den Schuppen und wendet sich dann an seine draußen stehenden Kameraden: „Nein, hier ist etwas nicht richtig! Man kann hier vielleicht nur sein Geld verlieren! Lieber läßt man sich mit den Leuten nicht ein!"

Von 1 bis 10.

Eine Marinezeitung aus dem Jahre 1848, die allerdings ihr Leben nur kurze Zeit fristen konnte, brachte unter obigem Titel folgendes den Geist jener Zeit kennzeichnende Gedicht:

An Deutschlands bald'ger 1heit
Da 2fle ich noch sehr.
Ick jebe keenen 3er
4 diese Hoffnung her.
5 Nationalitäten
Sind, wo 6 Deutsche stehn,
Die alle abzu7,
Gebt 8, det wird nich jehn:
Viel sind dem 9 noch abhold,
Vom Scheitel bis zum 10.

Kindliche Ansicht.

„Du, Mama, die Kuh da auf der Weide schaut aber finster drein, das ist gewiß die, welche die saure Milch gibt!"